

Nichts, was wir brauchten und davon viel zu viel

Der Krempel meines Lebens

Material, wohin ich blicke. Tonnenweise Zeug, und ich bezweifle, dass ein Container reichen wird. Ich stehe im Wohnzimmer meines Elternhauses und habe gerade einer Firma, deren Mitarbeiter ich jetzt schon bedaure, Tausende Euro dafür bezahlt, dass sie mich von den Gegenständen befreit, die vierzig Jahre lang und länger der Mittelpunkt allen Begehrens, liebevoller Pflege und vieler Erzählungen waren.

»Ewige Werte für die Nachwelt«, wie meine Mutter gern behauptete. »Das erbst du irgendwann alles«, hieß es oft, und: »Du könntest dich wirklich mal bedanken«. Aber was ich gebraucht hätte, wäre zugewandte Zeit gewesen. Zeit, an der ich mich hätte festhalten können. Die ich nicht mit alleine Sein, Mittagsschlaf, ruhig Sein, mich selbst beschäftigen und warten, bis jemand nach Hause kommt, hätte verbringen müssen. Aber Zeit war Geld und das Geld gehörte den Dingen.

Wir, die Baby-Boomer, haben den Materialismus mit der Flaschenmilch aufgesogen. Weil es uns »so gut ging« und wir »alles hatten«, wurden wir pflichtbewusste, immer vage schuldbehaftete, gut funktionierende Gesellschaftsmitglieder voller Pragmatismus und Strebsamkeit. Wir definierten uns deutlich mehr über Leistung und Einkommen als die Kinder einer knappen Generation zuvor, die erst zu Rebellen heranwuchsen, um dann rechtzeitig in die Verbürgerlichung und den Wohlstand der Siebziger

abzubiegen. Von dort aus schimpften sie dann noch eine Weile, wahrscheinlich aus Gewohnheit, auf unsere »mangelnde Politisierung«. Was wir, die Angepassteren, gebraucht hätten, war so zu werden, wie wir waren. Aber das war, und ist es heute erstrecht, unbezahlbarer Luxus.

Ich schaue auf den absurden Wohlstand, der mich ein letztes Mal umgibt. Was für ein Reichtum. Für welche Nachwelt? Es ist niemand mehr da, außer mir und meinem Sohn. Die ganze Sippe auf beiden Seiten fast ausgestorben. In der Generation meiner Eltern gab es zusammen fünf Geschwister. Das war schon wenig für zwei Familien in den Dreißigern. Dann kamen meine Schwester und ich. Mit meiner Geburt - da war meine Schwester sechs Jahre alt - bekam sie die Qualen des Kinderkriegens so drastisch von meiner Mutter geschildert, dass sie nach eigenen Angaben damals schon beschloss, auf Babys zu verzichten.

Dass ausgerechnet ich als Unverheiratete für die Fortsetzung unserer Gene gesorgt habe, verlieh mir fortan das Prädikat »mutig«. Mit meiner leichtsinnigen Wahl der Alleinerziehenden-Rolle brachte ich mich in riskante Opposition zu den gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten. Gebraucht hätte ich zeitliche und finanzielle Entlastung und mein Sohn etwas Großeltern-Zeit. Darum zu bitten war unmöglich. Denn Zeit war immer noch Geld und das würde ich ja »sowieso irgendwann alles erben« und er hatte ja schon welches zu Weihnachten geschickt bekommen.

»So, wie du aussiehst, hätte ich gedacht, du seist mittlerweile gut verheiratet«, kriegte ich auf dem

Abitreffen zum 20-Jährigen zu hören. »Gut verheiratet« – so eine Formulierung hätten selbst meine Eltern nur hinter vorgehaltener Hand benutzt. Ihnen war es immerhin noch peinlich, wenn der wirtschaftliche Ehrgeiz hinter dem romantischen Narrativ der bürgerlichen Liebesehe hervorguckte, wie Futterseide unterm zu eng sitzenden Etuikleid. Was alle brauchen, ist Liebe. Was Frauen und Männer sich angeln oder erarbeiten und dann ein Leben lang mit Zähnen und Klauen verteidigen, ist das Versorgtwerden. Und das Kaufen.

Die Chanel-Imitate meiner Mutter und das bodenlange Designer-Dirndl aus Kärnten (in türkis mit rosa Herzen) haben es immerhin auf die Bühne einer Schülertheater-AG geschafft. Die zwei Saga-Nerze, die einst mehrere Tausend D-Mark gekostet hatten und die meine Mutter jedes Jahr einmal liebevoll streichelte, wenn sie die Mottenstreifen wechselte, brachten ihrer Betreuerin im Designer-Secondhandladen zusammen noch hundert Euro. Sie brauchte Geld und war enttäuscht, aber was hatte sie erwartet? Die Zeiten ändern sich. Pelz ist nicht mehr in. »Ewige Werte für die Nachwelt« sind heute wieder andere Dinge.

Lesezeit: 5 Minuten

Isa Tschierschke